



# „Wenn du hier wohnst, wirst du ein trauriger Mann“

Eine Reise zu den in Bulgarien gestrandeten Flüchtlingen im Sommer 2011.  
Von Tobias Klaus und Mathias Fiedler



Nein, du kommst hier nicht rein:  
*Die harte Tür des Clubs Bulgaria*

Fotos: Tobias Klaus & Mathias Fiedler



We all live in a yellow Lager:  
*10 bis 15 Räume sind noch frei!*



Informelle Flüchtlingsunterkunft:  
*Leben im Rohbau*

Bauruine inside:  
*Notdürftiger Verschlag*  
*- wohnlicher wird's nicht mehr*



Verzichtbarer Panoramablick:  
*Das Flüchtlingslager gegenüber*

JESUS

I WILL NEVER  
STOP MY JOURNEY  
HALF WAY  
UNTIL I  
REACH MY  
HOME

AMEN

Nach 25 Stunden Busfahrt erreichen wir Sofia, jene Stadt, die uns der Reiseführer als „prachtvolle Hauptstadt Bulgariens“ gesprochen hat. Es ist drückend heiß und die Straßen sind voller Menschen. Kurze Zeit später finden wir uns am Boulevard Knjaginja Maria Luisa wieder. Nicht weit voneinander entfernt befinden sich eine Moschee, eine orthodoxe Kirche und eine Synagoge, der Ort wird auch „Dreieck der Toleranz“ genannt. Nach all den sozialistischen Zweckbauten und den oft zu sehenden rechtsradikalen Graffitis beeindruckt uns das. Leider hält dieser Zustand nicht lange an: Wir erfahren, dass faschistische Gruppierungen vor zwei Monaten die Moschee angegriffen haben.

Am Tag darauf sitzen wir in einem Taxi, das uns zum größten Flüchtlingsheim Bulgariens am Stadtrand von Sofia bringen soll. Der Taxifahrer ist ein schmächtiger Mann mittleren Alters, während der 20 Minuten langen Fahrt zum Stadtrand erläutert er seine Vision Bulgariens und berichtet von den Helden der nationalen Befreiungsbewegung des 19. Jahrhunderts. Nach einer Weile hört unsere bulgarische Freundin auf zu übersetzen. Der Taxifahrer führt seinen Monolog unermüdlich weiter und redet sich in Rage. Wir zahlen, steigen in einiger Entfernung vom Flüchtlingslager aus und laufen den Rest zu Fuß.

Das Flüchtlingslager ist in schmutzigem Gelb gestrichen, zwischen den Stockwerken verlaufen zartrote Streifen. Aus einigen Fenstern des Plattenbaus hängen Kleidungsstücke. Vor dem Lager treffen wir Jamal. Er ist groß und hager, hat dunkle Augen und trägt einen Drei-Tage-Bart. Er hat eine offene Art, doch seine Augen wirken müde. Früher hat er hier gelebt, erzählt er. Doch dann hat man ihm gesagt, dass für ihn kein Platz mehr sei. Jamal versteht das nicht, er ist sich sicher, dass auch heute noch Zimmer frei sind in dem großen Gebäude. Zur Zeit wohnt er bei einer Bekannten, doch die ist jetzt schwanger geworden. Er wird bald umziehen müssen, doch er weiß nicht wohin.

Jamal stellt uns seinen Freund Abbas vor, wie Jamal kommt auch er aus dem Irak. Abbas ist keine 30 Jahre alt, er trägt ein eng anliegendes rosafarbenes Hemd mit hochgekrempelten Ärmeln. Gemeinsam gehen wir in ein kleines Café in der Nähe. Abbas ist vorsichtig, nur schleppend erzählt er seine Geschichte.

## Ohne Pass keine Anerkennung als Flüchtling

Bevor er nach Bulgarien kam, war er schon einmal in Europa, in Norwegen. Das war von 2005 bis 2009. Dann wurde er in den Nord-Irak abgeschoben. Er zeigt uns seine Dokumente, wir machen ein Foto davon und unser Blick fällt auf die Notiz, dass die Abschiebung mit einem Frontex-Charter durchgeführt worden ist. „Da waren 35 andere Iraker und sehr viele Polizisten mit im Flugzeug“, sagt Abbas. „Einen Mann haben sie gefesselt hereingetragen. Er hat gerufen, dass er sich umbringen würde, wenn er zurückgebracht wird. Dieser Mann war zuvor zehn Tage in einer dunklen Isolationszelle im Gardermoen-Gefängnis in Oslo gewesen. Dort sei es sehr kalt gewesen, hat der Mann berichtet, und sie hätten ihm die Kleidung abgenommen“, erzählt Abbas. In Bagdad sind sie sofort ins Gefängnis gekommen. Nur wer nachweisen konnte, dass Angehörige ihn aufnehmen würden, wurde freigelassen. Im Irak hat Abbas dann bei der Polizei an der Grenze gearbeitet, doch als er einen Schmuggler verhaftete, gab es Probleme. Er wurde bedroht und bekam Angst. „Nahezu jeder dort hat eine Pistole oder ein Gewehr“, sagt er. Deshalb sei er erneut geflohen.

Abbas spricht in kurzen Sätzen, er wirkt sehr resigniert. Wir fragen ihn, wie das Leben im Flüchtlingsheim ist. „Es gibt oft Ärger wegen der Missverständnisse“, sagt er. „Man wohnt dauerhaft mit so vielen verschiedenen Leuten zusammen: Russen, Somalis, Pakistanis, meist sind fünf bis sechs Personen in einem Zimmer. Es gibt vor allem Streit darum, wer wann schlafen will.“ Er hält inne, dann entfährt es ihm: „Einmal gab es einen Messerkampf, dann kam aber zum Glück die Polizei.“

Laut Abbas' Schätzung leben in dem Haus ca. 450-500 Leute in 140 Zimmern. „Nicht alle Räume sind voll“, bestätigt er Jamals Aussage. „Ungefähr 10-15 Räume sind noch frei.“ Vom bulgarischen Staat bekommt er monatlich 65 Lewa, das sind umgerechnet etwa 32 Euro. Davon muss er sich alles kaufen, was er zum Leben braucht: Essen und Kleidung, für die meisten Medikamente soll er ebenfalls selbst aufkommen. Wer kein Geld hat, fragt seine Landsleute nach Geld und Essen. Abbas' Angehörige schicken ihm Geld. Ohne ihre Hilfe wäre es zu wenig zum Überleben.

Abbas sagt, er sei schon als Flüchtling anerkannt worden - doch hat er bis heute keinen Flüchtlingsstatus. Das liegt daran, dass er keinen Pass besitzt, da die irakische Botschaft ihm keinen ausstellt. Als anerkannter Flüchtling würde er 250 Lewa (etwa 125

Euro) erhalten. Das wäre zwar deutlich mehr, doch niemals genug, um eine Wohnung und Essen bezahlen zu können. Das lange Warten sei besonders schwer, sagt Abbas. Lieber würde er abgelehnt werden, als noch weiter auf seinen Status zu warten. „Chakail', sagen sie immer zu dir, was so viel bedeutet wie: Warte!“

Wir verlassen das Café und gehen auf das Gelände des Flüchtlingsheims. In das Haus dürften wir nicht gehen, bemerkt Abbas, jedoch könne er für uns Fotos machen. Wir nicken und er verschwindet mit der Kamera. Auf dem Hof befinden sich zunächst kaum Menschen, dann begegnet uns eine junge Frau. Wir fragen sie, wie es ihr geht. „Scheiße“, antwortet sie auf Deutsch. Sie will schon weiterlaufen, aber wir bitten sie, sich mit uns zu unterhalten.

### Zu wenig zu essen im Abschiebegefängnis

Samiya Osama kommt aus Gaza, sie ist Christin. Weil die Hamas immer stärker wurde und sie nicht wollte, dass ihr Sohn zu einem politischen Soldaten ausgebildet wird, ist sie geflohen.

In einem Flüchtlingslager in Syrien hat Samiya ihren heutigen Mann, Ahmed, kennengelernt. Er kommt aus dem Irak und ist Muslim. Sie beschlossen, gemeinsam weiter zu fliehen. Über die Türkei wollten sie es nach Westeuropa schaffen, doch seit vier Jahren sitzt die Familie nun in Bulgarien fest und vor 15 Monaten wurde Ahmed verhaftet.

Seitdem sitzt er in Abschiebehaft. „Ich weiß nicht, wann er rauskommt und ob er dann gleich abgeschoben wird“, sagt Samiya. Die junge Frau ist Mitte zwanzig, doch die jahrelange Flucht hat ihre Spuren hinterlassen. Seitdem ihr Mann im Gefängnis ist, muss sie für ihren Sohn und ihren Mann sorgen, Geld bekommt sie vom bulgarischen Staat keines. Sie putzt in Privathaushalten und Restaurants. Regelmäßig bringt sie ihrem Mann Essen, davon gibt es im Gefängnis nicht genug. Wir fragen, ob wir ihren Mann besuchen könnten. Sie nickt und nennt uns die Adresse und Gefangenennummer.

### Besonders für Schwarze ist es sehr gefährlich

Auch der junge Sudanese Fadal wendet sich an uns, er ist seit zweieinhalb Jahren in Bulgarien. Sein Asylantrag ist abgelehnt worden. Zur Zeit wohnt er noch in dem Flüchtlingsheim, doch am Ende des Monats wird er es verlassen müssen.

„Ich darf nicht arbeiten und bekomme seit zwei Monaten auch keine 65 Lewa mehr. Bisher habe ich Essen von anderen Menschen aus dem Centre bekommen. Ich hoffe, dass sie mir auch weiterhin helfen.“ Er macht eine Pause, blickt auf den Boden und sagt: „Ich möchte zurück. Bulgarien ist ein sehr armes Land und es ist schrecklich für uns Flüchtlinge hier. Es wäre besser, im Sudan zu sterben, aber es gibt keine Möglichkeit, zu gehen, und auch keine, zu bleiben.“

Die sudanesische Botschaft hat ihm nicht geholfen zurückzukehren. Fadal meint, „nur die Araber bekommen Hilfe von der Botschaft, uns Schwarze schicken sie einfach weg – wir werden dort überhaupt nicht akzeptiert.“ Wenn man denkt, es ginge nicht mehr schlimmer, genügt es, einen Blick aus den Fenstern des Flüchtlingsheims zu werfen. Direkt gegenüber ruht hinter hohen Wiesen eine alte Bauruine. Hier leben all diejenigen, die wie Fadal das Flüchtlingsheim verlassen mussten.

Da Fadal seit zehn Tagen unter starken Bauchschmerzen leidet, beschließen wir, ihn zum Arzt zu begleiten. Im Flüchtlingsheim haben die Beamten ihn einfach weggeschickt, der Arzt wiederum wollte Geld für eine Behandlung. Zusammen gehen wir in die nahegelegene Klinik, sofort werden wir in ein kleines Behandlungszimmer geführt. Geld verlangt keiner von uns. Der Arzt ist Mitte vierzig, trägt einen verwaschenen Arztkittel und hat lange graue Haare. Er sitzt an einem kleinen

unaufgeräumten Schreibtisch. Ihm gegenüber sitzt eine Arzthelferin an ihrem Rechner; in der Ecke eine weitere Frau, sie wartet. Als wir an der Reihe sind, dauert es eine Weile, bis wir dem Arzt klarmachen können, dass nicht wir eine Behandlung benötigen, sondern Fadal. Mittlerweile hat der Arzt herausgefunden, dass wir aus München kommen. Sofort bricht er in Lobeshymnen über diverse Spieler des FC Bayern München aus.

Erst nach einiger Zeit kommt es dann zur tatsächlichen Untersuchung, alle Anwesenden bleiben dabei im Raum. Am Ende erhält Fadal ein Rezept und wir geben ihm zehn Lewa (fünf Euro), um die Medikamente bezahlen zu können. Bevor wir uns verabschieden, erzählt Fadal mit brüchiger Stimme, dass sein Bruder, mit dem er nach Bulgarien gekommen ist, vor einem Jahr verschwunden sei. Fadal glaubt, dass er tot ist. „Für Flüchtlinge ist es sehr gefährlich

***Es wäre besser, im Sudan zu sterben, aber es gibt keine Möglichkeit, zu gehen, und auch keine, zu bleiben***

hier, besonders für uns Schwarze. Ich gehe gar nicht mehr in die Stadt. Einer von uns ist da schlimm verprügelt worden", sagt Fadal und dann wiederholt er den Satz, den wir heute schon so oft von ihm gehört haben: „Ich weiß, dass es niemanden in Bulgarien gibt, der mir helfen kann.“

Alleine kehren wir zurück, um uns die Bauruine, in der Fadal bald wohnen muss, genauer anzusehen. Jamal ist noch im Flüchtlingslager und erklärt sich bereit, uns zu begleiten. Die Ruine ist nicht mehr als eine Ansammlung von Betonwänden mit Löchern verschiedener Größe, die irgendwann mal mit Türen und Fenstern hätten verschlossen werden sollen. Jamal kennt das Gebäude gut und kann uns die Sprüche an den Wänden übersetzen. Einer bleibt uns besonders in Erinnerung: „Wenn du in diesem Hotel wohnst, wirst du ein trauriger Mann“, ist dort auf Dari zu lesen.

In den einzelnen Räumen finden wir immer wieder zeltähnliche Konstruktionen aus Pappkartons und Decken, vor denen vereinzelt Tüten und Plastikflaschen liegen. Manche Flüchtlinge haben versucht, die Löcher in den Wänden zu stopfen. „Im Sommer ist es nicht so schlimm, aber im Winter ist es sehr kalt“, sagt Jamal.

Dass Flüchtlinge in Bulgarien obdachlos sind, ist keine Seltenheit. Außer den 500 Plätzen im Flüchtlingslager gegenüber gab es zum Zeitpunkt unserer Recherchen nur eine weitere Aufnahmeeinrichtung für 80 Flüchtlinge in Banya, einem Dorf in Ostbulgarien. Die Eröffnung eines weiteren Lagers an der türkischen Grenze in Pastrogor, das 300 Menschen fassen kann, fand im Mai 2012 statt. Allein im Jahr 2010 wurden 1008 Asylsuchende in Bulgarien registriert und 2039 Flüchtlinge direkt an der Grenze abgewiesen. Diese Zahlen dürften deutlich ansteigen, sollte Bulgarien der Beitritt zum Schengenraum gewährt werden. Durch den Wegfall der Grenzkontrollen würde der Transit über Bulgarien nach West- und Nordeuropa für Flüchtlinge besser möglich sein.

Unsicherheit und Schmerzen halten  
Ahmed nachts wach

Im Jahr 2011 versuchte der bulgarische Innenminister Tsvetan Tsvetanov im Rahmen eines Besuchs im Bayerischen Landtag, deutsche Politikerinnen und Politiker vom Schengenbeitritt zu überzeugen und

behauptete, dass Bulgarien einen Aktionsplan ausgearbeitet hätte, um neben spezialisierten Aufnahme-lagern auch ein Zeltmodul mit einer Kapazität für 1100 Personen errichten zu können. Gleichzeitig wurden die zwei bulgarischen Abschiebegefängnisse in Ljubimez und Busmantsi gegenüber den bayerischen Abgeordneten kurzerhand zu Flüchtlingsheimen umdeklariert.

In Busmantsi sitzt Ahmed, Samiyas Mann. Busmantsi ist ein Vorort von Sofia, in dem ungefähr 1500 Menschen leben. Mit Milchpulver, Käse, Zigaretten und Brot im Gepäck sitzen wir in einem Taxi auf dem Weg dorthin.

Das Gefängnis gehört zu einem alten sozialistischen Bau, von dem ein Teil renoviert und mit Mauern, Zäunen und Kameras umgeben wurde. Wir weisen den Taxifahrer darauf hin, dass dies wohl unserer Zielort ist. Doch der Taxifahrer ist der festen Überzeugung, dass wir niemals ein Gefängnis besuchen möchten, und fährt wild entschlossen daran vorbei.

Wir lassen uns am Ende der kleinen Ortschaft absetzen und laufen den Weg wieder zurück. Nach kurzer Zeit erreichen wir die Mauer des „Detention Centres“, vor der Stahltür finden wir eine Klingel. Wir hinterlegen unseren Pass, unsere Rucksäcke werden durchsucht. Hierbei wird uns das Brot für Ahmed ungefragt abgenommen. Als wir nachhaken, antwortet der Mann in Uniform: „Brot gibt es hier.“

Wir werden an zwei Gebäuden entlanggeführt. Vereinzelt schauen Flüchtlinge zwischen Gitterstäben hervor, die meisten Zellen scheinen jedoch unbewohnt zu sein. Vor dem Verwaltungsgebäude wartet Ahmed auf uns. Ahmed hat kurze schwarze Haare und eine Menge Bartstoppeln. In gebrochenem Englisch übersetzt er die Worte des Wächters: „Ihr könnt jetzt eure Sachen überreichen. Dann sollt ihr wieder gehen.“ Wir protestieren und bestehen auf unserem vereinbarten Besuchstermin. Die Wächter beraten sich eine Weile, schließlich werden wir doch noch in einen Besucherraum geführt. Wir haben 15 Minuten, lässt uns ein Wärter wissen.

Wir setzen uns und fragen Ahmed, wie es ihm gehe. „Nicht so gut“, antwortet er und lächelt kurz. Seine Zähne machen ihm zu schaffen und er könne kaum schlafen wegen der Schmerzen. Vom Arzt bekomme

er nur Schmerztabletten, eine Behandlung gebe es nicht. Im Irak habe er außerdem einen Splitter von einer Explosion in den Kopf bekommen. Er deutet mit seiner dünnen Hand auf eine Stelle am Kopf, an der eine große Unebenheit an diese Explosion erinnert.

Doch es ist etwas anderes, das ihn die Nacht lang wach hält: die Unsicherheit, die Unberechenbarkeit dieses Systems. „Manchmal heißt es, morgen kommst du raus, manchmal nächste Woche, so geht das schon seit einem Jahr“, sagt Ahmed. Er weiß nicht, wann er je wieder frei sein wird. Einmal wurde ein Freund von ihm von den Wärtern verprügelt, weil er sich in der Zelle hingesetzt hatte. Die Wachen haben gesagt, er dürfe nicht sitzen. Einmal verbrachte Ahmed einige Tage in Isolation. Alles um ihn herum sei dunkel gewesen, die meiste Zeit sei er mit Handschellen gefesselt gewesen. Nur um das Essen zu bringen, hätten sie die Tür aufgesperrt, berichtet er. Plötzlich interveniert ein Wächter, die Zeit ist vorbei. Ahmed bleibt zurück, er lächelt gequält. Es entsteht der Eindruck, er versuche mit aller Kraft höflich zu sein und sein Leid niemandem mit auf den Weg zu geben. Anschließend fragen wir den Beamten nach den Gründen für Ahmeds Verhaftung. Er antwortet in einem knappen Satz: „Er ist illegal, wenden Sie sich an die Grenzpolizei in Swilengrad.“

Über die Dauer der Inhaftierung entscheidet die Grenzpolizei

Einige Tage später fahren wir in das 7000-Seelen-Dorf Ljubimez im Dreiländereck Bulgarien-Türkei-Griechenland, wo das zweite Abschiebegefängnis Bulgariens liegt. Das Gebäude sieht ähnlich aus wie das in Busmantsi. Wir können zwei von hohen Mauern umgebene längliche, dreistöckige Gebäude mit vergitterten Fenstern ausmachen. Zwischen Metallstäben auf den pastellfarbenen Mauern zwirbelt sich der Stacheldraht und es gibt mehrere Aussichtstürme für die diensthabenden Wächter.

Nach einer halbherzigen Leibesvisitation empfangen uns der Gefängnisdirektor und sein Stellvertreter. Wir sind als NGO-Besucher angekündigt, dementsprechend gilt es, ein sorgfältiges Bild dieses Ortes zu zeichnen. Uns werden zunächst die Sportanlagen gezeigt. Es gibt einen Fußball- und einen Basketballplatz, bald sollen ein Tennis- und ein Volley-

ballfeld folgen. In dem Verwaltungsgebäude sind ein medizinischer Behandlungsraum, Besucherräume und ein Raum für Übersetzungen vorhanden. Alle Räume sind weiß und kahl.

Das Abschiebegefängnis umfasst ca. 2000 Quadratmeter, doch sind derzeit nur 29 Männer und vier Frauen hier inhaftiert. Insgesamt können hier aber 300 Personen untergebracht werden. Der Direktor erklärt uns, dass seit der Eröffnung im März 2011 nur 180 Personen in Ljubimez gewesen seien, von denen wiederum 50 freiwillig zurückgekehrt und 80 an die State Agency for Refugees übergeben worden seien. Die meisten von ihnen waren Afghanen und Iraker.

„Die Menschen wollen nicht nach Bulgarien, sondern in Länder wie Deutschland. Darum sind sie sehr frustriert hier und wollen lieber wieder zurück.“

Der Direktor behauptet, dass niemand aus Ljubimez abgeschoben worden sei. Dass

dies im direkten Widerspruch mit dem ursprünglichen Zweck und Namen dieses Gebäudes steht, scheint ihn nicht zu stören. In Bulgarien ist es der Regelfall, dass an der Grenze aufgegriffene Flüchtlinge hier inhaftiert werden. Nur wenn es sich um einen Härtefall handelt, greift die State Agency for Refugees relativ rasch ein.

Auf unsere Nachfrage, wer denn entscheide, wer für wie lange inhaftiert werde, antwortet der Direktor, dass die Entscheidung von der Grenzpolizei und der normalen Polizei getroffen werde. Ein Haftrichter entscheidet erst nach sechs Monaten über eine Verlängerung der Inhaftierung. Während die Inhaftierung bis 2009 unbegrenzt möglich war, ist diese mittlerweile, aufgrund eines Urteils des Europäischen Gerichtshofs, auf 18 Monate begrenzt: Ein tschetschenischer Flüchtling hatte gegen seine dreijährige Inhaftierung geklagt.

Der Direktor erklärt uns, nur wenn Widerspruch gegen die Inhaftierung eingelegt wird, werde ein Richter schon vorher involviert. Sowohl das bulgarische Helsinki Committee als auch die Grenzpolizei in Swilengrad werden uns diese Praxis später bestätigen. In Ljubimez wird somit ununterbrochen gegen die europäische Menschenrechtskonvention verstoßen, die eine Inhaftierung von Asylsuchenden, zumal ohne richterlichen Beschluss, verbietet. Sowohl Amnesty International als auch das bulgarische Helsinki Committee haben diese Praxis scharf kritisiert. Ihre

**„Das ist wie ein Hotel.  
Die meisten Bulgaren würden  
gerne so gut leben wie  
die Leute hier“**



Recherchen bestätigen, dass Flüchtlinge regelmäßig ohne richterlichen Beschluss für mehrere Monate oder gar Jahre inhaftiert werden.

Wir verlassen das Verwaltungsgebäude und begeben uns in das Gebäude, in dem die Flüchtlinge untergebracht sind. Die Küchenchefin der Kantine zeigt uns den heutigen Speiseplan: Zu Mittag gibt es Hühnchen, Reis und Tomaten. „Das ist wie ein Hotel. Die meisten Bulgaren würden gerne so gut leben wie die Leute hier“, befindet der Direktor. Er scheint geübt darin, das Wort „Detention Centre“ kategorisch durch „Accommodation Centre“ zu ersetzen.

Wer an der Grenze aufgegriffen wird, kommt nach Ljubimez

Wir besuchen die für Familien vorgesehene Etage. Hier gibt es eine kleine Bibliothek, einen Aufenthaltsraum mit Sofas, einen Satelliten-Fernseher und ein Spielzimmer für Kinder. Alles wirkt neu, selbst die sanitären Einrichtungen. Der Direktor möchte uns die Frauen-Duschen, als weiteres Beispiel für den Komfort dieser Einrichtung, demonstrieren. Als er schon zielstrebig auf die Tür zugeht, wird er von seinem Stellvertreter darauf hingewiesen, dass dies wohl keine gute Idee ist. Abrupt dreht er sich um und sucht umgehend nach einer anderen Beschäftigung: Er entdeckt ein irakisches Ehepaar im Aufenthaltsraum und schlägt uns vor, sich mit ihnen ein wenig zu unterhalten. Da das Paar kaum Englisch spricht, ist es geradezu unmöglich, ein Gespräch zu führen. Als wir uns mit Händen und Füßen langsam verständigen, wird der Direktor unruhig und treibt uns weiter. Zuletzt dürfen wir noch einen Blick in eine Zelle werfen, die ein bizarres Bild abgibt: der Raum ist mindestens 80 Quadratmeter groß, bis auf die elf Stockbetten ist er völlig kahl. Zwei der Stockbetten sind von Steppdecken verhängt, der Rest der Betten ist unbezogen.

Am selben Tag besuchen wir die Grenzpolizei, die angeblich für die andauernde Inhaftierung von Samiyas Mann verantwortlich ist. Vor dem Polizeigebäude sitzen sechs Grenzpolizisten auf Plastikstühlen und trinken Kaffee. Wir fragen sie, ob wir ein Interview führen dürfen. Nach etwas Wartezeit werden wir, entgegen unserer Erwartungen, in den Eingangsbereich gebeten und dürfen mit dem stellvertretenden Polizeichef reden. Zunächst erklären wir ihm Ahmeds Fall und bitten ihn, sich für seine Freilassung einzusetzen. Uns wird erklärt, dass die State Agency for Refugees in diesem Fall zuständig sei. Der Beamte verspricht uns jedoch, uns noch heute ein Gespräch

mit dem Anwalt des Helsinki Committees zu verschaffen. Der Anwalt hat praktischerweise sein Büro im Gebäude der Grenzpolizei und führt dort eine Art Pre-Screening für das Asylverfahren durch. Insbesondere entscheidet er, wie uns erklärt wird, über Härtefälle. In diesen Fällen müssten die Betroffenen nicht ins Abschiebegefängnis, sondern werden direkt in das Flüchtlingsheim in Sofia überstellt. Das sei vor allem der Fall, wenn es sich um Alleinerziehende oder behinderte Menschen handle. Ansonsten würden alle Personen, die illegal an der Grenze aufgegriffen werden, zunächst nach Ljubimez geschickt, unabhängig davon, ob sie Asyl beantragt hätten.

Nach einer kurzen Wartezeit wird uns gesagt, dass wir nun mit dem Anwalt des Helsinki Committees reden könnten. Zusammen mit einem Beamten gehen wir in den zweiten Stock des Gebäudes. Wir dürfen in einem Raum Platz nehmen. Uns wird Kaffee und Tee angeboten, dann verlässt der Beamte den Raum. An der Wand hängen Wimpel der österreichischen Polizei, direkt daneben ein Wimpel mit dem Logo der Grenzschutzagentur Frontex. Seit einiger Zeit wird die Grenzpolizei in Swilengrad von Frontex-Fachpersonal aus Belgien, den Niederlanden, Rumänien, Deutschland und vor allem Österreich unterstützt.

Nach kurzer Zeit kehrt der Beamte zurück und erklärt uns angespannt, dass wir doch keinen Kaffee oder Tee bekommen und das Gebäude jetzt verlassen müssten. Sein Chef sei mit unserer Anwesenheit nicht einverstanden. Wir könnten jedoch den Anwalt in einer nahe gelegenen Hotelbar treffen.

Auch der Anwalt bestätigt die Verhaftung von Flüchtlingen unabhängig von ihrem Asylbegehren. Er lobt die Zusammenarbeit mit Frontex und der österreichischen Polizei, außerdem berichtet er von einer erfolgreichen Kooperation zwischen Bulgarien, der Türkei und Griechenland. Schlussendlich bitten wir ihn, sich für Samiyas Fall einzusetzen. Er verspricht, sich an seine Kollegen und Kolleginnen in Sofia zu wenden. Er nimmt einen letzten Schluck, setzt seine Sonnenbrille auf, nimmt seinen Aktenkoffer und verabschiedet sich. Ein paar Tage später haben wir noch einmal Mailkontakt mit dem bulgarischen Helsinki Committee, aber hier heißt es, man könne nichts tun. Was mit Samiya und ihrer Familie passiert ist, wissen wir nicht, der Kontakt zu ihr ist abgerissen.<

Tobias Klaus  
*arbeitet beim  
Bayerischen Flüchtlingsrat in München*

Mathias Fiedler  
*studiert Sozialwissenschaften  
und ist aktiv beim  
Augsburger Forum  
Flucht und Asyl*